Nebraska

Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 30. Grand Island, Nebr., 5. August 1910. Zweiter (Theil.) Nummer 50.

Sommernacht.

Der heiße Sommertag verglomm so schön,
Fern hinter sonnenrothen Bergeshöh'n.

Epheuumrankt liegt dunkel schon mein Haus,
In meinen Garten tret' ich still hinaus.

Der Lilien und der Linden süßer Duft
Durchwogt mit Wohlgeruch die warme Luft.

Sacht steigt empor der Mond in weißer Pracht,
Sacht zieht der Strom nur durch die Sommernacht.

Von einem Schiff erschallt Matrosensang
Zu der Harmonika gedämpftem Klang.

Und mählich sinkt die Stadt in Schlaf und Traum . . .
Die Sterne funkeln licht im Weltenraum.

Max Kiesewetter.

Ueberführt.

Von Arthur Achleitner.

Eines Tages brachte mir die Post einen dicken Brief, dessen Abstempelung erkennen ließ, daß er in Steiermark aufgegeben wurde. Vergilbte Blätter fielen aus dem Umschlag, und ein Begleitzettel sagte mir, daß ein alter Richter mich, den Verfasser zahlreicher Alpenwerke, für den richtigen Literaten halte, die Reminiszenzen eines alten Gerichtsbeamten im Hochland zu bearbeiten. Ich begann zu lesen. Die vergilbten Blätter enthielten ein hochinteressantes Stück Kulturgeschichte des deutschen Alpenvolkes, zugleich fesselnde Schilderungen aus dem Verkehr der Gebirgler vor Gericht. Ein Geschichtchen davon sei hier dem alten Richter noch erzählt.

Schauplatz der Geschichte ist das mir wohlbekannte, weitgedehnte Jagdrevier Sr. Königl. Hoheit des Prinzen August von Koburg am rechten Ufer der Enns in der oberen Steiermark und die tief ins Erzgebirge hineinreichenden Thäler der Sölk und Walchen. Gneis, Granit und Glimmer ist hier zu Hause, mächtige grauschwarze Felsberge, viel Wald und Wild, die richtige weltvergessene Bergeinsamkeit, in welcher nur spärlich Siedelungen verschlossener, wortkarger Bauern zu finden sind. Ende der 70er Jahre wurde speziell im sogen. Mathilden-Revier am Hirscheck — von der Bahnstation Oeblarn der Linie Bischofshofen-Selztal durch das Walchental einige Stunden hinauf ins Latschengebiet (Legföhren) — scharf und frech, meist in Kompagnie gewildert, daher der einzelne Jagdaufseher schier nichts ausrichten konnte und seines Lebens keine Stunde sicher war. Das Jagdschutzpersonal war auf das Beobachten und Anzeigen angewiesen, sofern die Gemsdiebe durch das Glas erkannt werden konnten. Die Wilderer des Diebstahls zu überführen, war dann Sache des Richters.

Im Gebiete der „Mathilden", einer schaurig schönen, einsamen Landschaft, wilderten fünf Burschen aus Großfölk mit einer Ungeniertheit sondergleichen; sie jagten wie berechtigt auf Gemsen, bis plötzlich ein Schuß krachte und einer der Burschen zusammenbrach. Jetzt wurde die Jagd abgebrochen, die vier gesunden Sölker schleppten den von rückwärts angeschossenen Kameraden zu Thal und brachten ihn heim. Auf dem Wege nach Hause liefen die vier Burschen, von denen einer den erlegten Gams im Schnerfer trug, einem patrouillierenden Gendarm in die Hände, was die sofortige Verhaftung zur Folge hatte.

Nun erwuchs dem Bezirksrichter zu Gröbming die Pflicht, diesen Fall zu untersuchen und klarzustellen. Die vier Verhafteten sagten übereinstimmend aus, daß sie allerdings gewildert hätten, daß aber während des einen Triebes ein Jagdgehilfe, der einen Hund bei sich gehabt habe, auf den Naz und zwar in den Rücken schoß, worauf man flüchtig gegangen sei.

Den Jagdgehilfen wollte keiner genau erkannt haben, doch den Hund als Eigenthum des Revierjägers Schreyvogl.

Die ärztliche Untersuchung des Naz, der im Elternhause zu Großfölk schwer darniederlag, ergab Durchbohrung der Lunge und Ausschuß unter der rechten Brustwarze, eine höchst gefährliche Verwundung, welche die Vernehmung sehr erschwerte und auf die nothwendigsten Momente beschränken mußte, da beim Sprechen die Luft stoßweise aus der Mundöffnung mit Geräusch entwich. Auch dieser Wilderer sagte übereinstimmend mit den Kameraden aus, es lag also offensichtliche Verabredung vor.

Der Richter, nach Gröbming zurückgekehrt, zitierte den Revierjäger Schreyvogl, der auf Diensteid erklärte, an jenem Tage überhaupt nicht im Walchengraben, also auch nicht in den „Mathilden" gewesen zu sein.

Wer hatte nun jenen Naz angeschossen? Der Bezirksrichter verhörte das gesammte koburgische Jagdschutzpersonal und konnte schließlich nur konstatieren, daß am betreffenden Tage kein Jäger im Walchengraben war.

Den Richter regte die mysteriöse Schußangelegenheit auf, er beschloß, den sogen. Lokalaugenschein vorzunehmen, wozu außer zwei Gendarmen auch der eine Wilddieb, Franzl, mitgenommen wurde. Nach einem reichlich siebenstündigen Marsch kam die Kommission in die schneereichen „Mathilden", den Thatort. Ein großes Schneefeld zog hin auf den Felsköpfen und zeigte tief eingedrückte Menschenfährten, die im kalten Winde völlig verharrscht waren. Franzl bezeichnete die „Spuren" als die der fünf Kameraden, schwieg sich dann aber völlig aus. Der Richter zählte fünf „Spuren", die nach aufwärts verfolgt wurden bis zur Stelle, wo angeblich der Jäger Schreyvogl den Naz angeschossen habe.

Der Richter wollte genau nachsuchen, doch war gerade an dieser Stelle der Schnee vom Winde auf einige Klafter Entfernung weggeweht. Gleichwohl suchte der Bezirksrichter, auf den Knien rutschend, den Boden ab und fand Schnitthaare einer Gemse. Ungefähr drei Klafter von dieser Stelle zeigte sich der Schnee arg von Fußtritten zerstampft und geröthet. Auf Vorhalt gab Franzl an, daß Naz nach dem empfangenen Kugelschuß mit einem Satze an diese Stelle gesprungen und daselbst zu Boden gestürzt sei. Hier habe Naz viel Blut verloren und nach dem Verbinden sei er von den vier Gefährten hinab zu Thal getragen worden.

Schon das Augenmaß ließ diese Angabe als Lüge erscheinen, denn so weit vermag ein noch dazu angeschossener Mensch nicht zu springen. Die Distanz ist eher ein mäßiger Gemssprung. Der Richter prüfte und suchte.

„Von der angegebenen Stelle also habt Ihr den Naz weggetragen?" fragte der Bezirksrichter.

„Wohl, wohl! Von da weg haben wir ihn 'runter'tragen!"

„Wie kommt es aber, daß von da weg immer noch fünf Fußspuren hinunterziehen?"

Franzl guckte auf die deutlich eingedrückten fünf Fährten und schwieg.

„Wo stand denn der Jäger Schreyvogl bei der Abgabe des Schusses auf Naz?"

Franzl deutete auf ein benachbartes Felsköpfl.

„Also dort stand der Jäger! Und sein Hund, den Ihr alle gesehen haben wollt?"

„Seller war etwas weiter weg und ist auf den Schuß hin zu seinem Herrn gelaufen!"

Der Richter glaubte davon kein Wort, er schritt durch den Schnee jenem Köpfl zu. Plötzlich hielt er inne, im Schnee ist deutlich eine Spur zu sehen, es muß ein Thier im Galopp hinweggegangen sein. Fuchs oder Hund? So fährtenkundig ist der Beamte nicht, das aus der gefrorenen Spur herauszulesen. Sollte nun doch etwas Wahres an der Hunde- und Schußgeschichte sein? Hastig strebt der Beamte zum Köpfl hin, und sein Auge mustert vor allem die Schneedecke ringsum. Glatt, ohne den geringsten Eindruck ist die Schneedecke, so rein wie eine neue. — Wäre ein Mensch hier gewesen, die Fährte müßte unfehlbar wahrzunehmen sein. Also ist alles Lüge, was die Wilderer vor Gericht ausgesagt haben, und jene Schnür ist die eines Fuchses.

Es dämmerte, und Nebel begannen die Hochregion zu umhüllen. Die Lokalaugenscheinnahme mußte abgebrochen werden, denn gefährlich sind die Steige des „Hirschecks", besonders im jetzigen übereisten Zustande, und der Richter möchte doch noch etwas Licht für diese Wanderung haben. Bis Oeblarn erreicht wurde, war es Nacht, und nun mußte erst der Heimweg über den langezogenen Mitterberg nach Gröbming angetreten werden. Totmüde von solcher gewaltigen Strapaze und Dienstleistung kroch der Richter ins Bett doch in seine Träume verwob sich die Frage: Wer hat auf den Naz geschossen?

Ein sonniger Wintermorgen ist etwas Schönes, er bringt auch meist gute Gedanken. Der Bezirksrichter guckte eben durch das Fenster, dessen Ecken schüchterne Ansätze der ersten Eisrosen zeigten, als ein semmelfarbener, langhaariger Vorstehhund, Eigenthum des Bezirkshauptmanns, vorbeisprang und angelegentlichst mit dem Brackenhund (in Steiermark Vieräugel genannt) des hinterdrein trollenden Jägers Schreyvogl scherzte. Ein Gedanke, ein Ruf, Schreyvogl fing seinen und des Häuptlings Hund ein, gab beide in die Koppel, und so wenig leinenführig der Semmelfarbene auch war, herauf mußte das Hundeduett und hinein in die Kanzlei des k. k. Bezirksrichters. Schreyvogl erhielt Auftrag, im Zeugenzimmer zu warten und auf Aufruf mit dem Hunde des Bezirkshauptmanns an der Leine zu erscheinen.

Seinen eigenen Hund solle er aber fest anbinden und erst zum zweiten Mal mitbringen.

Bald darauf wurde Franzl aus der Untersuchungshaft vorgeführt und Schreyvogl zitiert, der mit dem „Semmelfarbenen" in die Amtsstube trat.

Erwartungsvoll fragte nun der Richter: „Franzl, ist dir dieser Hund bekannt?"

„Freilich! Der gehört dem Jäger Schreyvogl, und g'rad den Hund hab' ich oben beim Köpfl in der „Mathilden" gesehen!"

„So, so! Es wär' aber möglich, daß du dich verschaut hast!" Die Hundchen schauen sich alle so gleich! Ist es wirklich dieser Hund gewesen?"

„Ganz gewiß, Herr kaiserlicher Scharfrichter! G'rad der Semmelfarbene ist es gewesen!"

Auf einen Wink entfernte sich Schreyvogl mit dem Häuptlingshunde und kehrte gleich darauf mit seiner eigenen Dachsbracke in die Kanzlei zurück.

Der Richter fragte den Franzl: „Kennst du vielleicht diesen Vieräugelhund?"

„No, Herr Rat, den kenn ich nöt! Seller geht mich auch nix an und ich laß mich nöt für'n Narren halten!"

Dieses Experiment wurde bei den übrigen Verhafteten wiederholt und mit dem Resultat, daß jeder den anderen Hund als dem Jäger gehörig bezeichnete. Es war also die Hundegeschichte ebenso erlogen wie die Abgabe eines Meuchelschusses seitens des Schreyvogl auf Naz dreist erdichtet war. Wer aber hatte wirklich geschossen?

Wieder wurden die Inkulpanten vorgeführt, diesmal alle vier gleichzeitig, und der Richter hielt an sie eine Ansprache, worin er ihnen nahelegte, vor der Verschiebung ans Kreisgericht Leoben, die morgen erfolge, zu sagen, ob nicht etwa einer von ihnen den Naz aus Unvorsichtigkeit angeschossen habe.

Während drei der Burschen die Frage verneinten, sank Seppl, der vierte, fast ohnmächtig nieder und mußte mit Wasser gelabt werden.

„Bist etwa du, Seppl, derjenige, der den Naz aus Versehen angeschossen hat?" fragte eindringlich der Richter.

Es dauerte eine Weile, bis sich der bleich gewordene Burkche etwas erholt hatte, dann verneinte er fest und bestimmt die Frage.

„Warum ist dir denn so übel worden, Seppl?"

„Die Luft darinnen ist so viel schlecht und die Kost auch!"

„So, so! Möchtest wohl lieber Kasnocken als Gemüse und Fleisch?"

„Ja, wenn ich bitten dürft', Herr Gerichtshof!"

„Das wird wohl nur noch für heute abend möglich sein, denn morgen kommt Ihr ale vier nach Leoben, und dort wird's hapern mit der Kost!"

„Könnt' ich nicht in Gröbming die Straf' absitzen?"

„Wenn du alles eingestehst, vielleicht, wenigstens auf eine Weil'!"

„So? Und wird Unvorsichtigkeit scharf bestraft?"

„Wenn es nichts als Unvorsichtigkeit war, nicht! Auf die Kost hat es auch keinen Einfluß!"

„So? Dann will ich's eingestehen, mir ist der Schuß gach außerg'rutscht und 'm Naz hinten hinein!"

„Na endlich!" rief der Richter, indessen die anderen Burschen betroffen, fassungslos den Seppl anstarrten.

Die mühsame gerichtliche Ueberführung ist also schließlich doch noch gelungen. *

Das uralte Itzehoe.

Auf der Fahrt nach Itzehoe — der uralten Holstenstadt, die in diesen Tagen die Feier ihres elfhundertjährigen Bestehens beging — erlebt man einen der jähesten Uebergänge von der Marsch zur Geest. Noch ist man ganz vom Idyll der Krempermarsch erfüllt, die einsamen dunkelbedachten Höfe mit den primitiven Dachfirsten und grün bemalten Giebelverschalungen stehen einem noch lebhaft vor Augen, das breite stille Lied der grünen, dunstumflorten Ebene mit den zerstreuten Rinderherden im saftstrotzenden Gras summt noch immer nach, als dunkel und unvermuthet, wie die ersten Sätze einer Ballade, das sandige, kiefernbewachsene Hügelland der Geest sich erhebt, wächst, aus braunen Heideflächen starrt und am Rande eines Waldzuges eine Stadt ins Leben ruft. Will man jedoch diese Stadt, das alte Itzehoe, die holsteinische Stadt, die ihre Geschichte am weitesten zurückverfolgen kann, ihrem wahren Charakter nach erkennen, so genügt das etwas einseitig industrielle Bild, das der dem Bahnhof zugewandte Stadttheil bietet, nicht. Itzehoe ist nämlich in den letzten Jahrzehnten eine recht hoffnungsvoll aufblühende Industriestadt geworden.

Oben auf den Hügeln muß man stehen, wie einst die Krieger und Kaufleute, die über das Geestland durch rauschende Buchenwälder und schwarzen Fichtenforst gezogen kamen, als noch die Marschniederungen zum Theil mit unzugänglichen Sümpfen, zum Theil mit Wasser bedeckt waren, vor dessen Anprall und Ueberfall noch keine wehrhaften Deiche schützten, ist doch selbst die ganze sogenannte Wildnis um Glückstadt herum erst seit kurzem vor den Uebergriffen der Sturmfluthen gesichert worden, nach dem sie Jahrhunderte lang Raub und Beute des Wassers gewesen ist, — auf den Itzehoher Geesthügeln. Doch wo auch heute noch die Buchenhallen rauschen, wo die Gräflich Rantzauschen Wälder, das Stadtgehölz, der Klosterwald einen prachtvollen Fächer um die Stadt entrollen in der Nähe des Kurhauses Kaiserberg, das die Anfänge von Itzehoes Berühmtheit als Luft- und Höhenkurort in sich birgt, befindet sich ein Feldweg, von dem aus die Störebene, Marschweiten bis weit hinaus in dunstblaue Fernen und Itzehoe selbst in einem hügeligen Ausschnitt zu überblicken sind.

Von hier aus mußte manch einer die Burg auf der Störinsel, die Kaiser Karl der Große als nördlichsten Stützpunkt gegen die Sachsen erbauen ließ, gesichtet haben. Damals war das Bild der Landschaft allerdings ein anderes. Anstatt der grünen idyllischen Tiefen mußten noch zahlreiche Gewässer und ein imposanteres Strombild dem Burghilde einen großzügigeren, wenn auch vielleicht etwas düsteren Hintergrund gegeben haben. Heute ist von der alten Zwingburg keine Spur mehr vorhanden; nur ein kleiner Platz auf der dichtbebauten Störinsel, die Burg, der Burggang und die Burgstraße erinnern an ihr ehemaliges Dasein. Dafür hat sich aber in den anmuthigen Hügelsattel ein reizendes Städtlein hineingebettet mit vielen aneinandergedrängten Dächern, mit einem Haufen fleißig qualmender Fabrikschornsteine, die, in eine Ecke zurückgeschoben, durchaus nicht aufdringlich wirken, und mit der schlanken Sehnsucht eines reichgegliederten Kirchthurmes, der, wenn auch nicht von ehrwürdigem Alter, doch wie ein Lied aus guten alten Zeiten ist.

Aber selbst an viel ältere Zeiten noch, als an die Karls des Großen gemahnt der weite Ausblick. Von den nahen Aussichtsthürmen im Walde, von der Kaiser Wilhelmshöhe, von der Bismarcksäule, vom Elbblick, überblickt man die Marsch bis zur Elbe hin. Einst war hier das Wasser das herrschende Element, als der Störstrom noch als starker Recke an den Uferhügeln der Itzehoer und Heiligenstedtener Geest entlang strich, als die Sachsenschiffe von ihren Beutefahrten nach den römischen Provinzen Westeuropas ausruhten, der Feuerzeichen gewärtig, die von den waldigen Höhen lohen sollten. Denn von hier aus wurden die waghalsigen Seezüge unternommen, von hier aus konnte man nach dem entgegengesetzten Ufer der meerbusenbreiten Elbe gelangen, als noch kein Hamburg stand, das Elbdelta unpassierbar war und das Vordringen der Sachsen nach Südwesten auch nur über die Geesthöhen bis Wedel und Blankenese von der Stör aus sich bewerkstelligen ließ. Um diese Zeit haben sich auch große Sachsenscharen von den Störufern aus nach dem von den Römern geräumten Britannien eingeschifft.

Unten am Störufer haben wir ein wesentlich anderes Bild. Die Anhöhen, auf denen sich das Städtchen lagert, sind nicht hoch. Die Perspektiven wären eher lieblich zu nennen, besonders ist der hügelige Vorsprung zwischen Itzehoe und Sude, dessen Gartenhäuser und Anlagen über die Klostermarsch nach der Stör zu grüßen, recht idyllisch, aber die sich von der anderen Seite herandrängenden Fabriken, der Bahnkörper mit seinen zahlreichen Bauten und Schuppen verleihen dem Stadtbild das Aussehen eines modernen Industriestädtchens. Es gibt außerdem noch einen Beobachtungspunkt, der die Stadt wieder in einem anderen Licht zeigt. Dieser befindet sich gleich hinter dem sogenannten Delfter. Nach einem Gang durch die Stadt gelangt man, den Hauptstraßenzügen folgend, über eine Brücke auf die Störinsel, die sogenannte Neustadt, die sich von der übrigen Stadt nicht wesentlich unterscheidet. Am entgegengesetzten Ende der Neustadt ist die Delfterbrücke.

Hier haben wir ein vollkommenes Stadtidyll vor uns. Die Stör windet sich in muthwilligen Windungen über eine liebliche Wiese, die von Waldhügeln begrenzt wird. Der Wald geht allmählich in Gartenanlagen über; Villen blitzen aus dem Grün hier und da auf, dann drängen sich die röthlichen Dächer der Stadt immer enger zusammen, so daß ein anmuthiges, halbrundes Stadtpanorama über einem Flußthal entsteht. Da man die ganzen Fabrikanlagen jenseits der Störinsel im Rücken hat, wird das friedliche Bild durch keinen Mißklang gestört. Man glaubt eines jener verträumten Städtchen vor sich zu sehen, in denen großväterliches Leben tagaus tagein über Märkte und Straßen wandelt, ohne sich viel um die Gegenwart zu kümmern. Im Grunde ist Itzehoe das eine ebenso wie das andere. Es ist eine durchaus moderne, hoffnungsvoll aufblühende Stadt, die sich sehr gut den Forderungen der Neuzeit anzupassen weiß, es hat Erinnerungen, die in eine altersgraue Vergangenheit zurückgreifen und es muthet hin und wieder wie ein großväterliches Idyll an.

Das Stadtviertel in der Nähe der Bahn ist durchaus modern, wenn man über die schöne Alleestraße auf den St. Laurentiikirchturm zuschreitet. Dann wird dieser erste Eindruck durch ein Idyll unterbrochen. Der Prinzessinhof, der ländlich vornehme Wohnsitz der jeweiligen Aebtissin des Klosters, mit seinem alten schattigen Garten hinter einer hohen Mauer, drängt sich an die Straße heran. Man wird daran erinnert, daß Itzehoe bis auf den heutigen Tag eine fremde Gemeinde, den sogenannten Klosterhof in sich birgt. Von den vier Jurisdiktionen, die die Stadt einst in eine lübische, königliche, Gräflich Rantzausche und klösterliche theilten, ist nur noch dieser Rest übrig geblieben und von besonders idyllischer Schönheit ist der Klostergarten in der Nähe der Laurentiikirche mit seinem stillen Teich und den zerstreuten kleinen Häuschen der Stiftdamen. Der Orden der Zisterzienserinnen, der hier einst große Besitzungen hatte, ist längst nicht mehr, doch ist sein Besitz in die Hände eines adeligen Damenstifts übergegangen.

Die Straßenzüge selbst erinnern noch in mancher Hinsicht an uralte Zeiten. Sehr alte Baudenkmäler hat das Straßenbild jedoch nicht mehr aufzuweisen. Die ältesten Häuser Itzehoes sind von 1657, aus der Zeit nach dem großen Bombardement, mit dem Karl X. Gustav von Schweden die Stadt völlig zerstört hatte. Es findet sich trotzdem ein gewisser Typus von alten fahlgrauen Häuschen mit dunklen steilen Dächern, der für einzelne Straßenwinkel Itzehoes charakteristisch ist.

Der Hafen von Itzehoe, der sich um die Störinsel schmiegt, unterscheidet sich wesentlich von den meisten niederelbischen Häfen, er hat nichts von der idyllischen Stille der blanken, glatten Kanäle, in denen die Segelschiffe und Kutter aussehen, als ob sie sich von ihren Fahrten ausruhten. Schiffsrumpf an Schiffsrumpf, Mast an Mast, dicht an die Kaimauer gedrängt, an denen entlang die Häuser und Schuppen der Stadt eine ununterbrochene Reihe bilden, lassen sie ein Bild entstehen, das voll Geschäftigkeit und reger Arbeit ist. Die alten stillen Häuser und Straßenzüge kontrastieren oft ganz seltsam mit diesem Hafenleben, das nach dem Fabrikviertel zu selbst etwas durchaus Modernes erhält, während es andererseits in ein friedliches Flußthalidyll oberhalb der Insel mündet, das nichts von Handel und Industrie zu wissen scheint. So verbinden sich auch im Strombilde die drei Elemente, die Itzehoe ein besonderes Gepräge geben: Modernität, blasse Anklänge an alte Zeiten und stilles Idyll.

Wer diesen Zusammenklang am stärksten genießen will, der muß einen Gang oder eine Fahrt über die prachtvolle Breitenburger Chaussee nach dem Schloß der Grafen Rantzau in Breitenburg machen. Diese am Rande eines hügeligen Waldes gelegene Landstraße mit einer Menge komfortabler schöner Landhäuser und Villen, die sich weit hinaus ziehen, mit Ausblicken ins liebliche Störthal, wo die Stör bald nah, bald fern aus dem Wiesenland aufblitzt, das Rauschen der alten Buchen, mächtige Eichensilhouetten über'm Wiesengrund und weit am Rande des Thales, wie dunkle Nester, die Geesthügel, mit Münsterdorf, dem alten Welna oder Welanao, dessen hohes Alter als Siedelung Reste heidnischer Gräber beweisen, mit Nordoe und der Rantzauschen Breitenburg schließen sich zu einem würdigen, schönen Erlebnis zusammen, in das die dunkle Stimme der unsichtbaren Thurmglocke von St. Laurentii wie eine verträumte Mahnung hineinklingt.

Auf diesen Streifzügen, während einen noch die Schicksale des tausendjährigen Itzehoe umspinnen, ein langes Leidensepos voll ewiger Verheerungen, Hemmungen, Gewaltthaten, Unsicherheit und Schutzlosigkeit, kommt man an dem lieblichen Forsthaus Trotzeburg vorbei, einer Anhöhe, auf der die granitene Bismarcksäule raucharau zum Himmel emporragt. Der Buchenwald ist zurückgetreten und das Nadelholz bildet einen Kreis sammtig dunkler Wipfel um das ernste, großzügige Moument, das wie das Wahrzeichen eines tausendjährigen Reiches in seiner herben Einsamkeit dasteht, unverwüstlich dem Sturm und Wetter trotzend, wie ein ewiger Fels. Die Wendenzüge, die Ueberfälle der Dänen, der erbitterte, verzweifelte Kampf der Sachsen, dann die langwierigen Dynastienkämpfe zwischen Dänemark und Schweden, die Greuel des dreißigjährigen Krieges, die Verheerungs- und Plünderungszüge der Schweden, Russen, Polen, Dänen, Oesterreicher, Kaiserlichen, Franzosen, — was hat sich nicht alles über diese Hügel gegen die Stadt gewälzt, was hat nicht alles nach ihrem Hab und Gut getrachtet. Die Liste der Brandschatzungen und drückenden Lasten ist schier endlos. Alles in allem, wenn man die Geschichte Itzehoes nachprüft, hat die Stadt im Laufe ihres Bestehens nur unter den Schauenburgern sich eines längeren Friedens erfreut. Diese Vergangenheit und die Gegenwart, — freudig begreift man die Modernität des thatkräftigen Städtchens und die Sympathie, die diese Modernität erweckt. Es ist darin wie ein froher Trotz, wie ein siegreiches Ueberwinden des Gewesenen, wie ein erlösendes Auflachen nach grauen, drückenden Jahrhunderten.

Jean Paul d'Ardeschah.

Eine Königin im Exil.

In Paris lebt einsam, kränkelnd und in traurigster Gemüthsverfassung die Königin Maria Sophia von Neapel, die wenige Monate nach ihrer Vermählung, im Jahre 1860, mit ihrem Gatten Franz II. die Neapeler Königsburg verlassen und nach dem Kirchenstaate fliehen mußte; von hier flüchtete das vertriebene Königspaar 1870 nach Frankreich. Der entthronte König hoffte immer noch, daß er den Thron einmal wiedererlangen würde; er umgab sich deshalb in Frankreichs Hauptstadt mit einer Art Hofstaat, der sich aus recht zweifelhaften und wenig vertrauenswerthen Elementen zusammensetzte. Nach und nach schmolz aber auch die Schaar dieser wenigen Getreuen zusammen, und als der unglückliche Ex-König vor zwölf Jahren starb, blieb die Wittwe allein mit ihrem Beichtvater — dessen galante Abenteuer demnächst die Gerichte beschäftigen werden — und mit zwei alten „Hofdamen". Die französischen Zeitungen behaupteten, daß die Königin sozialistische Ansichten habe — das ist aber zum Mindesten stark übertrieben. In Wirklichkeit handelt es sich um Folgendes: Die Königin eröffnete in Paris ein Geschäft, in dem von bedürftigen Damen der Pariser italienischen Kolonie angefertigte Handarbeiten und Stickereien verkauft werden; der Ertrag wird oder wurde — denn das Unternehmen hatte in Folge betrügerischer Machenschaften der Administratoren nur kurze Zeit Bestand — zu gleichen Theilen vertheilt.

Als vor etwa zwanzig Jahren in Frankreich das Gesetz in Kraft trat, das die in der Republik lebenden Ausländer verpflichtete, um eine Aufenthaltserlaubniß nachzusuchen, konnten der Ex-König und die Ex-Königin von Neapel keinen Identitätsnachweis erbringen; sie hatten, mit anderen Worten, keine Papiere und weigerten sich entschieden, von der italienischen Regierung, d. h. von den „Usurpatoren", sich irgend welche Dokumente ausstellen zu lassen. Der damalige französische Minister des Innern drückte ein Auge zu und ließ die beiden unbehelligt, so daß sie ruhig in Paris bleiben durften. Die Ex-Königin empfängt seit dem Tode ihres Gatten keinen Menschen und zeigt sich nie mehr in der Oeffentlichkeit; sie ist, soweit ihre bescheidenen Mittel ihr das erlauben, sehr wohlthätig, unterstützt besonders junge italienische Mädchen und unterhält ein Waisenhaus, in dem nur Kinder armer italienischer Familien Aufnahme finden.

Nicht wer wenig hat, sondern wer viel wünscht, ist arm.